

Bedürfniß und Luxus.

»Unser tägliches *Brod* gieb uns heute!«

Wie einfach und bescheiden ist doch Christi Gebet – und umfaßt es trotzdem nicht Alles, was der Mensch zum Leben
5 braucht? Was aber braucht der Mensch nicht Alles zum Leben!

Unser tägliches *Brod* gieb uns heute! – Wir beten das auch noch heute gerade so wie vor achtzehnhundert Jahren –
aber was verstand der Heiland damals, was verstehen wir heute darunter? Wie elastisch ist seitdem der Begriff
geworden, und was für ein Gesicht würde ein gar nicht etwa so sehr verwöhnter Mensch machen, wenn er in
wörtlicher Erfüllung einmal wirklich weiter nichts bekäme, als das, wofür er eben gebeten – sein tägliches *Brod*. – Er
10 würde sich jedenfalls höchst ungerecht behandelt glauben.

Greifen wir uns deshalb einmal den ersten besten aus unserer Bekanntschaft heraus (wir brauchen es uns ja gar nicht
selber einzugestehen, daß wir uns eben selbst beim Kopf nehmen und auf's Gewissen fragen könnten), was braucht
und verlangt der, was *versteht* er unter seinem *täglichen Brod*? Womit beginnt sein Tag, womit endet er? Müssen
nicht alle Erdtheile dazu beitragen, ihm die Bedürfnisse zu verschaffen – *Genüsse* kann man sie gar nicht mehr nennen
15 – die ihm zum täglichen Leben unumgänglich nöthig geworden sind und die er schmerzlich *vermissen* würde, wenn
sie ihm oder nur eins daraus fehlten? –

Nahrungsmittel, Geräth und Kleider, aus allen Zonen sind sie zusammengeholt, und was die heiße Sonne der Tropen
reifte, muß das Eis des Nordens kühlen. Fast alle Erdtheile haben zu unseren einfachsten Mahlzeiten beigesteuert; wir
finden die Gewürze aus dem Ostindischen Archipel, Sago aus Indien, Zucker aus Brasilien, Kaffee aus Java, Reis aus
20 Südcarolina. Unser Tischgeräth selber besteht aus Porzellan, Silber, Krystall, Stahl und Elfenbein, auf die raffinirteste
Weise zusammengestellt, und das Alles gehört zum »täglichen Brod« – ja noch viel, viel mehr. Genuß folgt auf Genuß
den ganzen Tag, wir verlangen nicht allein so fort zu leben wie wir's einmal treiben, nein, wir wollen uns auch noch
verbessern. Unsere Kleidung, unsere Nahrung, unsere Schlafstätte entspricht nicht mehr den einfachsten Bedürfnissen,
nein, wir haben den Luxus selbst dazu gemacht, und wie man vom Rand eines Abgrundes in schwindelnde Tiefe
25 hinabschaut, erfaßt es mich sogar bei dem Gedanken mit Grauen, daß selbst das Alles noch dem »täglichen Brode«
nicht genügt und lebenslängliche Anstellungen, Titel, Orden, *Pensionen* als schweres Geschütz noch in der Ferne
lauern, im »täglichen Brod« aber selbstverständlich mit begriffen sind.

Mit *solchen* Ansprüchen betet dann das wunderliche Menschevolk zu Gott dem Herrn da droben, und es ist ein
Glück für uns, daß der allwissende Vater die Ungenügsamkeit seiner Kinder schon kennt und sie nicht allzu scharf
30 beim Worte nimmt.

Und wie wenig doch *braucht* der Mensch zum Leben!

Es ist mir immer ein wunderliches Gefühl, wenn ich der alten Zeiten gedenke, in denen ich im amerikanischen Wald
zwischen den anderen Jägern hauste. Dort reducirten sich unsere Bedürfnisse, wenn auch nicht gerade auf das tägliche
Brod, doch sicherlich auf das tägliche *Fleisch*, und was brauch' ich *jetzt* zum Leben, was brauchen meine
35 Nebenmenschen um mich her?

Ueber die Welt gestreut hat Gott seine Völker. Allen ist ein gleiches Maß von Glück, von Zufriedenheit geworden,
und doch wie ungleich sind dabei die Gaben zwischen sie vertheilt. Wie viel hat das eine, wie entsetzlich wenig das
andere bekommen, und doch beneidet keins den Nachbar, ja jedes glaubt, daß ihm das beste Loos beschieden worden.

Von Anfang an sind nun auch allerdings die verschiedenen Nationen ziemlich gleichmäßig ausgestattet gewesen.
40 Adam, von allem Beginn an, hatte nichts als Kost ohne Logis im Walde und seine erste Kleidung war eine Erfindung
von ihm selber. Der Australier lebt bis auf den heutigen Tag noch in einem ganz ähnlichen Naturzustand und fühlt
nicht einmal das Bedürfnis, sich auch nur im Geringsten zu verbessern.

Auch *unsere* Vorväter erfreuten sich eben solcher Einfachheit. Das Fleisch der Thiere, die sie erlegten, war ihre
Speise, Wasser ihr Trank, ein Thierfell ihre Kleidung, eine Hütte aus Rinde oder Erde aufgebaut ihr Haus – und wie
45 haben wir uns verändert!

Wenn solch ein alter Teutone – anständig gekleidet natürlich – jetzt einmal in eine unserer Städte käme, dort die
verschiedenen Läden durchginge und nun sähe, was er eigentlich damals schon »nothwendig gebraucht«, aber leider
gar nicht gekannt hatte, wie würde er staunen!

Die Zeit und die geistigen Fähigkeiten der Völker, mit anderen örtlichen, besonders klimatischen Ursachen, sind indeß

50 der Grund gewesen, daß sich ein Theil der Völker aus seiner alten Einfachheit heraus- und in eine Masse von
Bedürfnissen hineinarbeitete, während der andere gar nicht an etwas Derartiges dachte. Das Resultat blieb aber bis
jetzt immer das nämliche, als da ist: geboren werden, sich glücklich oder unglücklich fühlen und wieder sterben. Nur
die *Hast* zu leben wuchs mit den neuen Bedürfnissen.

Wie rasend schnell übrigens diese anwachsen, dazu brauchen wir, um einen Beweis zu finden, nicht etwa zu den alten
55 Teutonen zurückzugehen, die neueste Zeit bietet da schlagende Beispiele genug. In welcher Art wurde zum Beispiel
noch vor kaum dreißig Jahren die Verkehrsverbindung in Deutschland gehalten? – durch Landkutschen, in denen man
langsam und mühselig über die entsetzlichsten Straßen rollte, vor jedem Wirthshaus anhielt und Abends, nach sechs-
oder achtstündiger Marterfahrt, mit der man ein paar Meilen zurückgelegt, in aller Gemüthsruhe zu Bett ging. Und
jetzt? – sind die Leute nicht wirklich in Verzweiflung, wenn sie mit dem Bahnzug, der sie in Sturmeseile durch die
60 Länder führte, nur *fünf Minuten zu spät* auf der Station anlangen? – Ja, lieber Gott, sie haben jetzt das Bedürfniß zum
Fliegen erworben!

Auch die Nachrichten aus den verschiedenen Ländern brachten sonst nur die Schneckenkutschen, oder alte würdige
Botenfrauen, die mit dem Korb auf dem Rücken die einzelnen Briefe expedirten. Jetzt dagegen brummen wir und
zeigen uns ungeberdig, wenn eine Kunde, Hunderte von Meilen entfernt, nicht am nächsten Morgen *spätstens* in
65 unseren Händen ist, und ein rastloses Drängen und Treiben und Hetzen und Jagen quält uns und läßt uns nicht Ruh' –
doch immer nur dem einen Ziel, dem *Grabe* zu.

So geht es in allen Dingen. Eine kleine Verbesserung macht den Anfang, dehnt und vervollkommnet sich, und – geht
auch ihrerseits wieder unter, anderen Neuerungen Raum zu geben. Wie einfach zum Beispiel unsere Voreltern
gekleidet gingen, habe ich schon früher erwähnt und wenn Mutter Eva jetzt noch einmal auferstehen und das
70 Toilettenzimmer einer Dame von Stande sehen könnte, wie würde sie staunen! Das sind jetzt aber alles *Bedürfnisse*
geworden und das Wort *Luxus* ist in der deutschen Sprache nur noch bei den Leuten geduldet und anwendbar, die ihre
Bedürfnisse nicht bezahlen können, wonach sie eben Luxus werden.

Fortschritt ist ebenfalls ein sehr beliebter Aushülfsname für Luxus geworden und beschönigt viel; denn unter seinem
Schutz arbeitet sich das Bedürfniß allmählich, aber fest und unaufhaltbar in den Luxus hinein, bis wir zuletzt nicht
75 einmal mehr im Stande sind, die Grenze zwischen beiden zu ziehen.

Das wäre nun Alles recht schön und gut und warum sollen wir uns nicht im Leben verbessern, wenn wir es *können*?
Der Luxus wird dann das Mittel, unsere Existenz angenehmer und behaglicher zu machen – aber zum *Fluch*, wenn
Jene sich ihm hingeben, deren Einnahmen auf einen gewissen beschränkten Etat gestellt sind und die sich auf der
Stufe, die sie thörichter Weise erklimmen wollen, nicht halten können. Ueberschreiten sie die ihnen gesteckte Grenze,
80 so sind sie auf die Hülfe Anderer angewiesen, das heißt sie machen *Schulden*, und Schulden sind jedenfalls der
schlimmste und gefährlichste Luxus, den der Mensch nur überhaupt treiben kann – *Sparen* ist der beste. Die einzige
Möglichkeit für uns, eine Grenze zwischen Luxus und Bedürfniß zu finden, bleibt nur die, daß wir *unter* uns, nicht
über uns sehen. Das müssen wir im Auge behalten, womit der Mensch *auskommen*, nicht was er *brauchen* kann, und
sind wir darüber mit uns einig, finden wir auch wohl den Weg, den wir selbst zu gehen haben.

85 Ein treuer Helfershelfer des Luxus ist der *Ehrgeiz* und ein ähnliches Element etwa für den Menschen, wie das Feuer.
Wohlthätig bis zum Aeüßersten, so lange er in gewissen Schranken oder überhaupt gebändigt gehalten wird. Er dient
dann dazu, unsere innere Lebensmaschine zu treiben, unserem irdischen, oft sehr nüchternen Leben die nöthige
Wärme zu geben; wird aber gefährlich und vernichtend, sobald er diese Schranke durchbricht, und unendlich schwer,
ja fast unmöglich ist es oft, ihn wieder zurückzudämmen in sein altes ruhiges Bett.

90 Ehrgeiz und Bedürfniß sind die Eltern des Luxus, aber nur der Vater hält mit ihm Schritt und ist stolz auf das Kind.

Wir leben übrigens gerade jetzt, was die Abscheidung der Luxusgrenzen betrifft, in einer höchst gefährlichen Zeit Die
menschliche Intelligenz hat nämlich manche Kluft ausgefüllt, die in früheren Tagen schon allein für sich eine ganz
natürliche Scheidelinie zwischen den verschiedenen Schichten der Gesellschaft zog. Jedem war darin deutlich der
Weg vorgezeichnet, wie er sich zu *verhalten*, wie zu *erhalten* habe. Jetzt aber hat sich darin leider viel geändert und
95 mit der Titel- und Rangsucht, die über sie gekommen, ist ein ganz anderer, verzweifelter Geist in die Menschen
gefahren.

Besonders der Mittelstand ist es jetzt, der seine Stellung vergißt und in höhere Schichten der Gesellschaft
hineinzuragen strebt. Thäte er das nur so weit, als es ihm seine Intelligenz erlaubt, so wäre es nicht mehr wie schön
und gut und dürfte gelten. Aber er will es auch mit seinen dem nun einmal nicht gewachsenen Mitteln erzwingen und
dadurch richtet er sich zu Grunde. Mit *einem* Stück fängt dann jenes neue Leben an und wächst und breitet sich aus,
100 bis er das ganze Haus erfaßt und fortreißt.

Der Mann rückt vielleicht einen höhern Grad hinauf, bekommt einen etwas höhern Titel, vielleicht gar einen Orden
und fünfundsechzig oder hundert Thaler Zulage, und die ganze Wirtschaft wird auf den Kopf gestellt. Eichen- und

Tannenmöbel genügen dann nicht mehr, denn sein *College* – der freilich ein bedeutendes Privatvermögen besitzt – hat
105 dergleichen sämmtlich von Mahagoni. Auch der Ueberzug muß damit Schritt halten. Nun passen aber die alten
einfachen Gardinen nicht mehr dazu und geben bald gestickten Raum. Auch die kleine, freundliche Wohnung, in der
man sonst vollkommen Platz hatte, wird zu eng; man *kann* sich nicht länger so behelfen. Eine bessere und größere
erfordert aber auch wieder mehr und neue Mobilien und »wenn man sich doch einmal etwas anschafft, soll man auch
gleich nur Gutes nehmen«, sagt die Frau. – Sie hat in einer Art Recht und doch auch wieder, wie gefährlich ist der
110 Grundsatz!

Die Kleider halten natürlich mit dem Uebrigen Schritt, denn wieder heißt es: »man muß doch anständig erscheinen«,
und trotz den vielen guten und tragbaren Sachen, die vielleicht der Schrank noch birgt, werden neue, bessere,
wenigstens besser aussehende angeschafft.

»Ich brauche es nothwendig«, lügen sich die Leute vor, und treiben größeren Luxus mit dem einfachen, aber feinen
115 Tuchrock, den sie nicht bezahlen können, als ihr reicher Nachbar, der in die kostbarsten Pelze und Sammet und Seide
gekleidet geht.

So mehren sich die Bedürfnisse und mit ihnen die Ausgaben von Tag zu Tag; theure Zeiten kommen dazu und
dennoch bleibt der Gehalt klein und dürftig wie immer, wenigstens keineswegs den Ausgaben entsprechend. Wie soll
das enden? – Die Frage ist leicht zu beantworten: erst mit Versetzen im Leihhaus, augenblickliche Noth abzuwenden,
120 und zuletzt, wenn Niemand mehr borgen will, mit völligem Ruin.

Irgendwo muß aber dabei gespart werden, um die Katastrophe wenigstens so lange hinauszuschieben wie möglich –
die *nöthigsten* Ausgaben sind schon nicht mehr zu erschwingen und das Sparen beginnt jetzt bei den Sachen, die eine
Einschränkung am allerwenigsten vertragen können: beim *Essen* und der *Wäsche*; – freilich bemerken das die
Nachbarn am allerwenigsten.

125 Anstatt wie sonst die tägliche Nahrung einfach und kräftig zu kochen, wird sie jetzt dünn und lang gezogen, um etwas
weiter zu reichen und man sucht hauptsächlich solche Speisen vor, die nur rasch sättigen, wenn sie auch weit weniger
nahrhaft sind. Auch mit der Reinlichkeit der eigenen Person wie der Kinder wird hausgehalten. Wäsche ist so
entsetzlich theuer, und man sieht es ja nicht. Das und das Stück läßt sich schon noch eine Weile tragen.

Das ist denn das *vergoldete Elend*, das eine Zeit lang währt und endlich in sich selbst zusammenbricht.

130 Es fällt mir gar nicht ein, den Luxus selber als etwas Unrechtes hinzustellen. Tausende von armen Menschen existiren
davon, ihn für die Reichen zu beschaffen, und was sollte aus unseren armen Spitzenklöpplern, aus den Stickern und
Posamentirern im Gebirge werden, wenn diesen Luxusartikeln plötzlich entsagt würde? Nein, wer die Mittel dazu hat,
würde Sünde thun, das Geld zurück- und in seinem Kasten zu halten, nur wissen muß er, ob er Luxus treiben kann
oder nicht.

135 Was »die Leute« über uns reden, darf uns nicht kümmern, viel herzloser urtheilen sie ja auch außerdem über uns,
wenn wir die Bahn, in die wir nun einmal gehören, verlassen haben und nicht hinein zurückkehren können. Oben
müssen wir uns und die Zügel in der Hand halten, daß wir unsern Laus übersehen und selber lenken und dirigiren
können. Die Pferde dürfen nicht mit uns durchgehen.

Ein guter Hausvater, eine tüchtige Hausfrau müssen dabei im Stande sein, die Grenze zwischen Luxus und Bedürfniß
140 selbst zu ziehen, den ersteren soviel als möglich zu meiden, dem letzteren seine richtige Schranke anzuweisen – sie
werden trotzdem noch immer vieles Ueberflüssige beibehalten. Je einfacher der Mensch in seinen Bedürfnissen ist,
desto unabhängiger kann er sich von Anderen halten, desto selbstständiger steht er da und das ist immer
achtungswerth und trägt den eigenen Lohn schon in sich selbst.

Die Welt freilich rollt unaufhaltsam vorwärts und je mehr wir sämmtliche Elemente und Naturerzeugnisse uns dienst-
145 und nutzbar zu machen wissen, desto mehr wachsen mit diesen auch unsere Bedürfnisse. Wie das nun freilich einmal
in späteren Zeiten werden soll, wenn wir in unseren Bedürfnissen so fortfahren und Alles in diese hineinziehen, was
unseren Vorfahren, ja unseren Eltern noch als Luxus erschien, ist freilich eine andere Sache. Damit mögen aber unsere
Kinder und Enkel sehen, wie sie fertig werden – wir haben mehr zu thun, als uns auch noch um *deren* Zustände den
Kopf zu zerbrechen.

150 Da nun bei uns Eins aus dem Andern folgt, so haben wir, sehr vernünftiger Weise, *unseren* Zuständen auch schon
theilweise unsere Sprache angepaßt. Das also, was früher nur einen einzelnen Begriff hatte, wird in neuerer Zeit, eben
nur unseren Bedürfnissen entsprechend, zum Sammelwort gemacht. Wenn wir deshalb sagen, »der Mann hat sein
Brod«, so verstehen wir eben Alles darunter, was zum Leben gehört: Frühstück, Mittag- und Abend *brod*, wo möglich
freie Wohnung mit Holz und Anstellung mit Pension. Deshalb dürfen wir denn auch jetzt, ohne gerade fürchten zu
155 müssen, *zu* bescheiden zu sein, mit recht gutem Gewissen beten:

»Unser tägliches *Brod* gieb uns heute!«

(2416 words)

Quelle: <https://www.projekt-gutenberg.org/gerstaec/helldunk/chap011.html>